



Katharina Josepha Angelika Lussi, eine Persönlichkeit der 1940er Jahre in Oberdorf. Die silberne Haarnadel zeigte, dass sie ledig war.
LEONARD VON MATT / © MADELEINE KAISER VON MATT, BUOCHS

Kleine Leute mit Sex-Appeal

Der Schweizer Fotograf Leonard von Matt erhält internationale Aufmerksamkeit

DANIELE MUSCIONICO

«Er war einer der freisten Menschen, die ich je gekannt habe», sagt der Literaturwissenschaftler Peter von Matt über Leonard von Matt, seinen Onkel väterlicherseits. Und er erzählt von einem Wohlbehagen, das ihn als Schulbub in dessen 300 Jahre altem Haus umfing; dieses steht noch immer, von Wiesen umgeben, zwischen Stans und Buochs auf dem Ennerberg. Dort fällt der Blick auf die Flanke des Bürgenbergs, auf den Rigi dahinter und auf den Vierwaldstättersee und reicht bis weit hinauf nach Brunnen und zum Fronalpstock.

Die Innerschweiz ist dort, wo Leonard von Matt begann. 1909 in Stans geboren, als jüngster Sohn des Landammanns, Erziehungsdirektors, Nationalrats, Buchhändlers und Antiquars Hans von Matt und von dessen Frau Marie von Matt-Odermatt. Leonard – die väterliche Kunstambition widerspiegelt sich in seinem Vornamen – übernimmt mit seiner Geburt das Erbe und die Verantwortung einer lokalen und regionalen Dynastie.

«Minder-Waar»

Trotz der Last der Geschichte – von Matt wird also später ein «freier» Mann. Dazu befähigt haben ihn die Kunst und die Fotografie. Seine Karriere und die öffentliche Wahrnehmung nämlich beginnen mit einem Bruch und einem Aufbruch aus der Familientradition: Der Jüngste des Stamms verlässt 1946 das Engelberger Tal in Richtung Italien, in der Hand die Kamera. Pompeji, die Klassik bleibt bis zu seinem Lebensende sein Hauptinteresse. Bilder und Bildbände über Kunst, Architektur und Religion machten ihn in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren zum populärsten Fotografen der Schweiz.

Seit kurzem ist sein Nachlass zugänglich – rund 10 000 Negative und einige hundert Abzüge –, und eine kleine Sensation bahnt sich an: Leonard von Matt wurde nicht, wie fotohistorisch fest-

geschrieben, in Italien zum Künstler mit dem klaren Auge und luziden Kompositionssinn. Seine frühen Bilder, von ihm stets als «Minder-Waar» bezeichnet, besitzen eine mindestens so starke Wirkung und Kraft. Diese ersten Wege aber hat von Matt dort beschritten, wo er herkam – in Stans. Zwischen 1936 und 1946, in der Zeit seines Aktivdienstes, sind in Stans und in den umliegenden Gemeinden Aufnahmen entstanden, die dieses Jahr nicht nur in der Schweiz, Nidwalden und Engelberg, gezeigt werden, sondern auch in Berlin und in Arles für Aufsehen sorgen sollen.

Zudem ist beim Limmat-Verlag eine Publikation erschienen, die die Bedeutung des Fotografen für die Schweizer Fotogeschichte in ein neues Licht rücken wird. Diese Neubewertung gelingt mit überraschendem Material: mit Geschichten von Land und kleinen Leuten, von Volkskultur, Bräuchen, von wechselnden Jahreszeiten, vor allem aber von den harten Bedingungen, Bergbauer zu sein. Just damit also bricht sich ein neuer Von-Matt-Boom Bahn.

Wie ist das zu verstehen? Von Matts frühe Aufnahmen, sicher, zeugen von einem aussergewöhnlichen kompositorischen Talent, von einer herausragenden Lichtführung, von einem Bewusstsein für das Einzelbild, in dem sich die ganze, die grosse Geschichte verbirgt. Doch die Themen kreisten – nicht freiwillig, der Photograph wählte sich durch den Weltkrieg in sein enges Tal weggesperrt – im engen Radius dessen, was sich vor seiner Haustüre zutrug.

Die Bilder aus Nidwalden, von Stans in den Jahren des Zweiten Weltkriegs sind Dokumente, die man nicht vermutet. Und man vermutet sie nicht, weil sie eine Gesellschaft zeigen, die in längst vergangener Rückständigkeit und Armut lebte. Nidwalden war ein «huitt clos», und von Matts Bilder sind Zeitkapseln des Erinnerns und ungläubigen Staunens über das Damals. Das Gesteht scheint sogar ein Vorvorgestern, es scheint so weit zurück und vergessen, dass man nicht glauben mag, dass erst 50, 60 Jahre

vergangen sein sollen: Die Bilder zeigen die Rückseite der Schweiz, sie sind Dokumente vielleicht sogar eines Entwicklungslandes im 20. Jahrhundert.

Die Gründe sind wirtschaftlicher Natur und bekannt. Es existierte keine Bahnverbindung von Stans nach Luzern, lediglich eine Lokalbahn verband das Seeufer in Stansstad mit Engelberg. Und ebenso wenig bestand eine Strassenverbindung auf dem linken Seeufer nach Flüelen und zum Gotthard.

Die Anbindung von Nidwalden an das moderne Verkehrssystem der Schweiz geschah erst in den 1960er Jahren: 1964 wurde die Zugverbindung Luzern–Stans–Engelberg eröffnet; 1966 die Autobahn von der Kantonsgrenze Luzerns bis Stans; 1980 schliesslich die Autobahn durch den Seelisbergtunnel. Der Kanton Nidwalden lebte bis in die sechziger Jahre in vielerlei Hinsicht mit den Traditionen des 19. Jahrhunderts.

Erinnern, um zu verstehen

Was heute im Blick auf dieses Damals reizt, ist klar: Es ist die Sehnsucht. Die Sehnsucht nach dem Dorfplatz in Stans, als dieser noch ohne Autos bestellt war, sondern Raum bot für Märkte und gesellschaftliche Anlässe – oder für das Bestaunen des Winkelrieds in seiner brechenden Männlichkeit.

Anders bei den Porträts der Bergbauern, der früh gealterten Menschen, der Kinder, die wie Erwachsene aussehen. Sie sind Mahnwachen. Sie sollten unser Schweizbild verändern. Genauo die Dokumente, die den Alltag der Bergler zeigen, stotzt die Wiesen, kinderreich die Familien, in elf Ehejahren elf an der Zahl, mindestens. Verarmte Bauern verlieren ihr Haus, und von Matt fotografiert die «Gant». Was die Familie ohne Obdach später zu gewärtigen haben würde, was den Kindern widerfahren war, ist bekannt – seit kurzem. Leonard von Matt schuf sozialdokumentarische Fotografie, die in Erinnerung ruft, was die Schweiz einmal war, bevor sie das wurde, was sie uns heute zu sein scheint.

Rettet die Flüchtlinge – vor ihren Freunden

Eine Kritik der moralischen Selbstermächtigung

KACEM EL GHAZZALI

Die Betreuung von Flüchtlingen, die seit dem Spätsommer 2015 als Folge des staatlichen Kontrollverlusts etwa in Deutschland zunehmend deprofessionalisiert und daher oft Privaten überantwortet wurde, ist vor allem von vielen Menschen mit viel Engagement übernommen worden. Das war nicht nur verdienstvoll, sondern in einer solchen prekären Situation auch bitter nötig. Allerdings ist die Aufnahme von Vertriebenen bei nicht wenigen sich selbst als human und weltoffen verstehenden Städtern in Westeuropa zu einer Art sozialen Prestigefaktors avanciert. Ein Flüchtlingshelfer schrieb in der «taz», dass die Gespräche seiner Freunde, von denen manche einen syrischen Flüchtling bei sich zu Hause aufgenommen haben, oft wie folgt begannen: «Unser Flüchtling hat gestern ...»

Dergestalt nimmt das Reden nicht mit dem einzelnen Flüchtling, sondern über Flüchtlinge als nicht selten kulturell relativistisch zugerichtetes Kollektiv bei dieser urbanen Schicht eine Form an, als ob nicht von Menschen, sondern von Haustieren die Rede wäre, zunehmend auch dem Gehalt nach. Fritz Breithaupt, Kulturwissenschaftler mit Schwerpunkt Empathieforschung, dachte in der Zeitschrift «Philosophie Magazin» in diesem Zusammenhang über die Frage nach, ob das Motiv bei zahlreichen Flüchtlingshelfern tatsächlich Empathie mit den Flüchtlingen gewesen sei – oder ob nicht vielmehr die Identifikation mit Helfern und Vorbildern im Vordergrund gestanden habe.

Moralisches Gütesiegel

So jedenfalls regrediert eine gutgemeinte Willkommenskultur zu einem identitätspolitischen Gütesiegel wie zum Beispiel «vegan», das dessen Träger als einen moralisch einwandfreien Freund der offenen, ehrenwerten Gesellschaft ausweist. Die Anzahl Flüchtlinge in einer Stadt wird so zum Gradmesser dafür, wie offen und humanistisch sie ist. Dies macht den Asylstatus letztlich nicht zu einem vorübergehenden, der überwunden werden sollte, mit dem Ziel der Integration des Flüchtlings als gleichwertiger Bürger mit Rechten und Pflichten – wozu nicht zuletzt die Einhaltung der Rechtsordnung des jeweiligen Staates und der universell gültigen Menschenrechte zählt. Vielmehr wird dadurch die Zahl der beherbergten Flüchtlinge zu einem politischen Selbstzweck: je mehr Flüchtlinge, desto bunter. So vermittelt dieses spezifische Verständnis von Willkommenskultur ihren Anhängern das Gefühl einer moralischen Überlegenheit gegenüber allen, die Zweifel anmelden oder Fragen zur nicht immer einfachen Integration von Flüchtlingen aufwerfen.

Zu einer humanen Tradition gehört es, Menschen zu helfen, die an Leib und Leben bedroht sind. Freilich liegt das Problem der Solidarität in deren Widersprüchen begründet. Nicht selten verbannen nämlich Freunde der Flüchtlinge den Begriff der Kritik aus ihrem Verständnis der Solidarität, wenn sie jegliche – auch berechnete – Einwände gegen kulturelle Eigenheiten oder das religiöse Verhalten ihrer Schützlinge verbieten und als rechtspopulistisch, islamophob oder quasifaschistisch denunzieren. Man kann, so ihre Argumentation, das Opfer des Imperialismus nicht kritisieren, weil die Kritik dem Prinzip der internationalen Solidarität zuwiderläuft. Doch eine Solidarität, die Zweifel und Kritik a priori ausschliesst, ist keine.

Shitstorm in Lausanne

Dies musste unlängst in Lausanne auch der linke Filmemacher und Sohn spanischer Einwanderer Fernand Melgar erfahren, der in der Romandie kontroverse Diskussionen ausgelöst hat. Aufgrund seiner Kritik an Flüchtlingen, die in seinem Lausanner Quartier Drogen verkaufen, haben linke Kulturschaffende ihn als Rassisten und Faschisten beschimpft.

Indem gewisse Flüchtlingshelfer justiziables Verhalten von Flüchtlingen vor Kritik immunisieren, arbeiten sie letztlich gegen die Integration von Flüchtlingen in ihre neuen Gesellschaften. Was bedeutet, dass der Flüchtling nicht als verantwortungsvolles, unabhängiges, eigenständiges Individuum behandelt wird, sondern als jemand, der immerzu einer verfolgten Minderheit angehört und dauerhaft der Pflege und des Schutzes bedarf.

Der syrische, in Deutschland lebende Schriftsteller und Flüchtling Sami Alkayal schrieb: «Für die westliche Linke sind alle Flüchtlinge «Opfer», und wenn die Linke von «kultureller Toleranz» spricht, dann ist es die Kultur des «männlichen muslimischen Heterosexuellen» oder, genauer gesagt, der kulturelle Rahmen, der diesem männlichen Favoriten Platz gibt.» Was der linke Schriftsteller hier sagt, ist genau das, wovor der Philosoph Slavoj Žižek warnt; nämlich die Verleugnung der Existenz kultureller, religiöser und sozialer Probleme und Herausforderungen unter den Flüchtlingen, wenn die Linke ihr Engagement für die Rechte von Frauen, Homosexuellen und Minderheiten innerhalb der Minderheiten aufgibt.

Rechter Kulturrelativismus

Gleichzeitig versteht es sich von selbst, dass die Kritik am kulturellen oder religiösen Verhalten eines Flüchtlings rassis-

Die Anzahl Flüchtlinge in einer Stadt wird schon zum Gradmesser dafür, wie offen und humanistisch sie ist.

tische oder fremdenfeindliche Motive haben kann. So wird etwa die Kritik der extremen Rechten, beispielsweise der AfD, gegenüber fremden Kulturen oft keineswegs in emanzipatorischer Absicht oder im Interesse universaler Werte geübt. Vielmehr handelt es sich dabei häufig um eine Art «ethnopluralistischen Kulturrelativismus» (Hartmut Krauss), dessen Position sich folgendermassen umreissen liesse: «Wir haben nichts gegen fremde, patriarchalische Kulturen, wir wollen sie aber nicht in unserem Land.» Ein Liberaler sollte sich gegen beides wehren, indem er sowohl den Kulturrelativismus mancher Linker als auch den Ethnopluralismus mancher Rechter kategorisch ablehnt.

Kacem El Ghazzali ist ein säkularer Schriftsteller. Er kam 2011 als Flüchtling aus Marokko in die Schweiz, wo er inzwischen eingebürgert ist. Er ist Repräsentant der International Humanist and Ethical Union am Uno-Menschenrechtsrat in Genf.

ANZEIGE